

NDR Info Hintergrund

Donnerstag, 21. März 2024

Zeichen eines Neubeginns:

Der Wiederaufbau der ehemaligen Bornplatzsynagoge in Hamburg

Von Daniela Remus

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2391
www.ndr.de/info

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Die Ausgrabungen haben gerade mal begonnen und ich glaube, es war noch nicht mal ein paar Stunden her, dass offiziell mit dem Graben begonnen wurde, bekam ich den ersten Anruf, und da hieß es, wir haben schon das erste Fundstück! Und so entwickelte sich die Ausgrabung weiter. 15 cm reichten, 15 cm unter der Hamburger, unter der deutschen Oberfläche konnte man das lebendige jüdische Leben erahnen.

Erzählt Daniel Sheffer von der Jüdischen Gemeinde in Hamburg als ich ihn im Hamburger Grindelviertel auf dem früheren Bornplatz treffe. Bis Anfang Januar haben hier archäologische Grabungen stattgefunden, genau dort, wo bis 1939 die sogenannte Bornplatzsynagoge gestanden hatte. Damals die erste freistehende und größte Synagoge Norddeutschlands mit Platz für rund 1.200 Gläubige.

Fenster, Stühle, Gegenstände des täglichen Ablaufes, eine unglaubliche Zahl von Scheiben, Gläsern, all das kam zutage und wie die Ausgrabungsleitung immer erwähnte, es war eine imposante Synagoge, es war eine Synagoge, die wirklich zeigen wollte, mit welchem Stolz sie in der Gesellschaft war und stand und es berührte mich sehr. Man hätte unser Erbe schon 80 Jahre lang aufdecken können, zeigen können.

Heute heißt dieser Ort Joseph-Carlebach-Platz, benannt nach dem letzten Oberrabbiner der jüdischen Gemeinde, der 1941 nach Riga deportiert und dort mit seiner Frau und seinen drei jüngsten Kindern ermordet wurde. Direkt nebenan steht das Gebäude der 1911 erbauten Talmud-Tora-Schule, das heute die jüdische Schule und das jüdische Gemeindezentrum beherbergt. Und auf der anderen Seite ein Hochbunker, den die Nationalsozialisten während des Zweiten Weltkriegs gebaut hatten, nachdem sie die Synagoge abgerissen hatten. Auf diesem Platz soll in den nächsten Jahren eine neue Synagoge errichtet werden. Aus dem Wunsch der jüdischen Gemeinde wird nun Realität. Die Politiker, die im Hamburger Parlament vertreten sind, haben dem Plan eines Wiederaufbaus einstimmig zugestimmt. Auch, um das jüdische Leben in der Stadt wieder sichtbarer zu machen. Und zwar exakt an der Stelle, an der das alte Gotteshaus gestanden hatte, bevor es von den Nationalsozialisten zerstört worden ist.

Bei den Ausgrabungen geht es darum, dass wir uns Klarheit verschaffen, was eigentlich von der gesprengten, abgetragenen, abgeräumten Synagoge, Bornplatzsynagoge, noch im Boden an Relikten vorhanden ist.

Erklärt Professor Rainer-Maria Weiss, der Direktor des Archäologischen Museums in Hamburg, das die Stadt Hamburg mit den Ausgrabungen beauftragt hatte.

Es soll ja ein Architektenwettbewerb stattfinden, wenn es zu einer Neubebauung auf dem Bornplatz kommen wird, auf dem Joseph-Carlebach-Platz. Und dafür ist es einfach klug für alle Beteiligten zu wissen, mit was für Relikten hat man eigentlich im Boden noch zu rechnen?

Die notwendigen Gelder für den Wiederaufbau sind bereits genehmigt worden. Aber bevor durch den geplanten Architektenwettbewerb konkrete Vorschläge zur Gestaltung des Platzes und zum Wiederaufbau gemacht werden können, geht es darum, das Fundament zu überprüfen. Unterlagen oder Bebauungspläne sind in diesem Fall wenig hilfreich, weil

die Nationalsozialisten die Synagoge nicht nur am 9. November 1938 in der sogenannten Reichspogromnacht angezündet, verwüstet und geschändet haben, sondern weil sie das Gotteshaus auch im Sommer 1939 auf Kosten der jüdischen Gemeinde abgerissen haben.

Das war schon damals ein Akt, wo jedem klar war, dass das nicht ganz kosher ist, insofern ist uns auch nur ein einziges historisches Foto bekannt, das während des Abbruchs aufgenommen worden ist, wo man die Apsis der Synagoge sieht und offenbar lange Drahtseile, die zu einer Planierdraupe oder einem Bagger führen und einige Arbeiter zerren noch, dass das Gemäuer einstürzt. Also das war dann doch eher, naja, nicht eine Geheimaktion, aber nichts, was man tunlichst dokumentiert hat.

Deshalb vermuteten manche, unter dem Platz seien lediglich Kriegstrümmer und Bauschutt zu finden, andere mutmaßten, der Keller und das Fundament der Synagoge müssten noch, zumindest ansatzweise, vorhanden sein. Und tatsächlich fand das Grabungsteam des Archäologischen Museums von allem etwas: Neben Bauschutt auch Fenster, Türen und Kacheln der Synagoge, intakte Kellerräume mit gefliesten Fußböden und die weiß gekachelte Mikwe.

1902 kauft die jüdische Gemeinde das Gelände für die Synagoge. Sie nennt sich damals Deutsch-Israelitische Gemeinde. Unter ihrem Dach sind drei unterschiedliche Kultusverbände vereinigt, von konservativ bis liberal ausgerichtet, jeweils mit eigenen Synagogen oder Gebetsräumen. 1904 beginnt die Bebauung des Grundstücks und am 13. September 1906 wird sie als Hauptsynagoge der orthodoxen Strömung mit einem großen Festakt eingeweiht, an dem auch Vertreter der Stadt zahlreich zugegen sind. Dass die jüdische Gemeinde ein derart repräsentatives Gotteshaus baut, ist in der nicht-jüdischen Bevölkerung dabei so akzeptiert, wie es Jahrhunderte lang zuvor nicht der Fall war und nur wenige Jahre später schon nicht mehr sein wird. Rund 20.000 jüdische Männer, Frauen und Kinder leben damals in Hamburg, die Gemeinde ist damit die viertgrößte in Deutschland. Mehr als die Hälfte von ihnen ist Ende des 19. Jahrhunderts, also nur wenige Jahre vor dem Synagogenbau, in die neu entstandenen bürgerlichen Stadtteile westlich der Alster gezogen. Denn vielen Jüdinnen und Juden war während des 19. Jahrhunderts der Aufstieg ins Bürgertum gelungen, sagt der Historiker Dr. Andreas Brämer vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden:

Mit dem sozioökonomischen Aufstieg der Hamburger Juden im Verlauf des 19. Jahrhunderts (...) findet eine Binnenmigration innerhalb der Stadt aus der Neustadt in die Gebiete westlich der Alster statt. Also Rotherbaum mit Grindel, Harvestehude, Eppendorf.

Stadtteile mit imposanten Gründerzeitvillen, repräsentativen Jugendstilbauten, mit üppigen Grünanlagen und alleeförmigen Straßen. Um keine weiten Wege für die Gottesdienstbesuche zu haben, baut sich die jüdische Gemeinde die neue Synagoge mitten hinein in diese Wohnviertel.

Eine Architektur, die nicht als christliche Sakralarchitektur missverstanden werden sollte, aber architektonisch schon an dem Zeitgeschmack sich orientierte und damit auch ein Ausdruck von Selbstbewusstsein war, dass die jüdische Glaubensgemeinschaft mit den

christlichen Konfessionen auf Augenhöhe miteinander kommunizierte und ein respektvolles Nebeneinander bestand.

Auf den wenigen Fotos, die noch heute von der Bornplatzsynagoge existieren, ist ein imposantes Gebäude zu sehen: Ein neoromanischer Backsteinbau mit einer 40 Meter hohen Kuppel thront in der Mitte des Platzes. Oben auf der Kuppel, weithin sichtbar, der Davidstern. Die repräsentative Synagoge steht frei, verziert mit Säulen, einer Rosette, Rundfenstern, mit Giebeln, Brüstungen und Türmchen. Alles in allem: eindrucksvoll, selbstbewusst, so Rainer-Maria Weiss:

Was sehen wir vor uns? (...) Ein 1906 eingeweihtes neuromanisches, in bester deutscher Romanik entstandenes Gebäude, das eben gerade nicht gegen die Nachbarbebauung abstinken möchte und irgendwie dort bescheiden und ärmlich aussieht, sondern das – state of the art der damaligen Bautechnik – sich voll in die wunderschöne Gründerzeitarchitektur des Grindelbereiches integriert hatte und ein durchaus attraktives, prächtiges Gebäude ist, das wir jetzt, Gott sei Dank, auch in seiner Farbigkeit kennen.

Denn die Fotos von damals sind entweder schwarz-weiß oder nachkoloriert. Deshalb war jahrzehntelang nicht klar, wie die Synagoge farblich genau aussah.

Die Fotos, die wir kennen, sind ja überwiegend schwarz-weiß Fotos, die wurden nachkoloriert. Und diese Farben der Nachkolorierung entsprechen nicht der Realität.

Erklärt der Archäologe Kay-Peter Suchowa. Er hat die Ausgrabungen auf dem Gelände der früheren Bornplatzsynagoge geleitet und zeigt mir jetzt die sichergestellten Fundstücke. Sie gehören der jüdischen Gemeinde, die sie zur Zeit aufbewahrt. In einem Raum mit Kartons, gestapelten Fliesen und Kacheln, mit Fensterrahmen, gestapelten Mauerresten und Teilen von Säulen.

Wir haben jetzt hier reale Baustoffe mit realen Farben, die werden mit einer Farbskala bestimmt. Und dann können die Architekten eben sagen, das ist der Klinker, der mit der und der Farbe außen zu sehen war. Und wir sehen hier diesen Klinker da an dem Mauerwerk, der ist ja eher so rötlich, aber auf der Kolorierung ist der gelb. (...) Der farbliche Eindruck, den wir bisher von der Synagoge hatten, stimmt nicht mit der Realität überein.

Und das gilt nicht nur für die Fassade, sondern auch für die Fenster.

Wir haben ganz, ganz viel Fensterglas gefunden, wunderschönes, buntes Glas und hier sehen wir eben auch zwei Eisenfenster, wo noch Teile vom Glas drinnen sind. Und dieses Glas, dieses bunte Fensterglas macht natürlich einen ganz anderen Eindruck im Inneren der Synagoge.

Glassplitter in blau, rot, grün oder gelb legen nahe, dass die Synagoge im Inneren, je nach Lichteinfall, ausgesprochen lebendig und farbenfroh leuchtete. Das passt auch zu den wenigen Augenzeugenberichten, die es noch gibt. Jetzt liegen diese gläsernen Überreste sorgfältig sortiert in kleinen Kästchen. Außerdem in diesem provisorischen Archiv:

Verzierte Kapitelle von Säulen, bemalte Scherben von Fliesen, Kacheln mit aufwendigem Dekor, Porzellanstückchen, Dachziegel und eine verbeulte Tür:

Diese Tür war im Kellerbereich, war so eine klassische Kellertür, die eigentlich heutzutage auch noch in gründerzeitlichen Gebäuden manchmal drin ist. Aber sie zeigt natürlich Zeichen der Zerstörung, des Abriss. Und insofern ist sie auch ein Symbol dafür, für die Reichspogromnacht und die Zerstörung, die die Synagoge erfahren hat. Genauso wie man hier an ganz, ganz vielen Baustoffen diese schwarze Färbung sieht, das ist eben Kohle, das hat gebrannt. Und auch das erinnert einen eben allgegenwärtig an die Reichspogromnacht.

Alle Fassadensteine, Fensterrahmen oder Säulenkapitelle weisen diese Brandspuren auf. Denn die Nationalsozialisten versuchten nach der Reichspogromnacht mehr als einmal, die Synagoge in Brand zu stecken, was aber letztendlich nicht gelang. Nur wenige Elemente waren aus Holz und anderem brennbaren Material, erklärt Kay-Peter Suchowa:

Es war einer der frühen Betonbauten. Viele der Kellerwände, die tragenden Kellerwände, waren aus Beton. Noch nicht aus Beton mit Eisenarmierung drin, also kein Stahl-Beton, sondern nur einfache Betonwände. Und kleinere Wände, die jetzt die Küche vom Wohnzimmer trennen, die waren aus Ziegeln errichtet, so dass man da eben auch Rückschlüsse ziehen kann. Und was es zeigt: Dadurch, dass der Keller wahrscheinlich überall noch vorhanden ist, sind natürlich noch die ganzen Abwassersysteme unter dem Fußboden auch noch alle vorhanden.

Wie bei einem Puzzle können die Archäologen den historischen Bau und das genaue Aussehen der Synagoge nach und nach rekonstruieren. Aus welchem Material bestand sie? Welche Farben wurden verwendet? Und: Wie sieht das Fundament aus? Um möglichst präzise Antworten auf diese Fragen zu bekommen, hat Grabungsleiter Suchowa in einem ersten Schritt die historischen Baupläne studiert, diese auf dem Platz georeferentiell verortet, und dann vier Stellen ausgesucht, um dort in die Tiefe zu graben. Grabungsschnitte oder Schnitte anlegen, so heißt dieses Vorgehen in der Archäologie:

Die Stellen die ich ausgewählt hab, hatten immer das Ziel, möglichst Mauerwerk zu erfassen, das ich vom alten Kellerplänen kannte, die eben für den Bauantrag eingereicht wurden. Gleichzeitig durften sie keine modernen Leitungen stören, die hätten wir umlegen müssen. Und aus diesen äußeren Gegebenheiten haben wir diese 4 Schnitte gewählt. Drei davon sind 2 x 5 Meter groß und einer ist 3 x 5 Meter groß, der in der Wochentags-synagoge, und überall, wo wir runter gegangen sind konnten wir den Keller noch intakt erfassen. So dass ich sagen würde: 100 Prozent unserer Erkenntnisse sagen, der Keller der Synagoge ist ungestört noch im Boden drin!

Rund 10 – 15 Quadratmeter groß war jeder einzelne Schnitt, und ging bis zu einer Tiefe von ungefähr 3 Metern in den Untergrund hinein.

Mühsam und in kleinen Schritten gruben sich die Archäologen immer weiter in die Tiefe, bis sie auf dem Kellerfußboden ankamen. Und nicht nur der war vollständig vorhanden,

auch die Wände des Kellers waren nahezu unbeschädigt und standen aufrecht. Mit diesen Erkenntnissen wird klar, wie die Nationalsozialisten 1939 beim Abriss der Synagoge vorgegangen sind, erklärt Museumsleiter Rainer-Maria Weiss:

Man hat die Synagoge abgetragen. Da sie aber nicht flach auf der Erde stand, sondern gewissermaßen im Hochparterre gebaut war, so dass die Kellerfenster ebenerdig nach außen guckten, hat man, wenn man es bodenbündig abrasiert hat, die ganze Synagoge, hat man Decken der Kellerräume quasi abgetragen. Oder von oben aus betrachtet, hat man den Synagogenfußboden abgebrochen, so dass dann die Keller offenstanden. (...) Und diese Kellerräume wurden dann mit dem Restschutt der Synagoge vollständig verfüllt.

Und zwar mit allem, was das Abbruchunternehmen nicht verkaufen konnte. Die jüdische Gemeinde musste den Abbruch ihrer Synagoge selbst bezahlen, so dass das Abbruchunternehmen doppelt profitierte, denn es konnte die Mauerreste und Steine als Baumaterial für Straßenbefestigungsarbeiten verkaufen.

Zu den besonders beeindruckenden Funden, nicht nur für die jüdische Gemeinde, sondern auch für das Grabungsteam, gehört ein tadellos erhaltener gefliester Küchenfußboden in der ehemaligen Hausmeisterwohnung: Aufwendig verziert mit olivgrünen floralen Ornamenten auf weißen Fliesen mit einem rostroten Rand:

Die Küche war etwas ganz Besonderes, das sind diese schönen bunten Fliesen, die wir auch heute noch aus gründerzeitlichen Häusern kennen, die sehen wunderschön aus. Ich bin gerade dabei, mir einige Musterbücher von Villeroy und Boch anzugucken, weil Villeroy und Boch war der größte Fliesenhersteller auch 1904 bis 1906 – und mal gucken, ob wir diese genaue Fliese in den alten Katalogen finden.

Und noch ein zweiter Fund hat das Grabungsteam begeistert, die Besucher emotional tief bewegt und die jüdische Gemeinde in ihrem Vorhaben bestätigt, exakt an dieser Stelle die Synagoge wiederaufzubauen: Der Fund der Mikwe. Weiß gekachelt, mit einer gefliesten floralen Bordüre in zartem Grün:

3,5 m unter der heutigen Oberfläche haben wir den Vorraum des sogenannten Tauchbades der Mikwe gefunden. In dem Vorraum stand eine Badewanne. Das wissen wir von den alten Architekturplänen. Wir haben auch noch den Abfluss gefunden und den Wasseranschluss. Die Badewannen wurden verkauft, von dem Abrissunternehmen, dafür gibt es Unterlagen. Und von diesem Vorraum, wo die hygienische Vorreinigung stattgefunden hat, führten sieben Stufen in das Mikwe Bad hinein. Es müssen immer sieben Stufen sein, die in das Mikwe Bad hineinführen. Das Spannende hier ist, dass zwei Stufen aufwärts führen und fünf runter. Der Ritus ist erfüllt, es müssen sieben Stufen sein, nirgendwo steht, ob die sieben Stufen alle abwärts führen müssen!

Kay-Peter Suchowa strahlt über das ganze Gesicht, als er über den Fund der Mikwe berichtet. Und über das Rohrleitungssystem, mit dem das Regenwasser aus der Zisterne auf dem Dach in die rituellen Tauchbecken geleitet wurde. Voller Elan geht er von Fundstück zu Fundstück. Er erklärt an einem abgebrochenen Dachziegel die besondere Färbung

oder hebt eine Porzellanscherbe auf, die ganz offensichtlich zu einem Kindergeschirr gehört, denn darauf ist eine kleine, gelbe, gemalte Ente zu sehen.

Ob steinzeitliche Behausungen, römische Wälle oder Teile der mittelalterlichen Hamburg: Ausgegraben hat Kay-Peter Suchowa in seinem Berufsleben schon vieles. Und für den Archäologen ist es nichts Ungewöhnliches, bei seiner Arbeit auf Überraschendes zu stoßen. Aber die Ausgrabungen auf dem früheren Bornplatz, die seien etwas komplett Anderes. Noch nie habe ihn eine Grabung persönlich so berührt und bewegt wie diese, sagt der Archäologe:

Es wird ja immer gesagt, Ausgrabungen und Archäologie, ist identitätsstiftend und man hat eine Verwurzelung, weil man seine Geschichte kennt. Aber das Ganze war bisher für mich abgetrennt vom wirklichen Gefühl, das war eine intellektuelle Haltung, die man hatte. Hier habe ich jetzt erleben dürfen, dass das wirklich auch eine emotionale Haltung sein kann. Hier habe ich erleben dürfen, dass das, was ich ausgrabe, Menschen so berührt, dass sie weinen. Dass sie mit so viel Gefühl die Dinge begreifen und anfassen.

Das Grabungsteam bekam ständig Besuch, kein Tag verging ohne Gespräche, Besichtigungen und Erklärungen. Die Kinder aus der jüdischen Schule nebenan kamen in den Pausen und guckten neugierig in die Grabungsschnitte. Manchmal durften sie Fundstücke sortieren und übten schließlich auf dem Schulhof, wie es ist, Archäologe oder Archäologin zu sein. Gemeinsam mit Kay-Peter Suchowa fanden sie dabei beispielsweise einen Abflussschacht aus dem 19. Jahrhundert. Aber auch die nicht-jüdischen Anwohnerinnen und Anwohner kamen und staunten, wie lebendig das Bild von der zerstörten Synagoge durch die archäologischen Entdeckungen wurde. Und viele Menschen jüdischen Glaubens aus Israel, aus den USA und anderen Ländern wollten die Fundstücke sehen, weinten, erzählten von ihren Familien, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Hamburg gelebt hatten, und legten Blumen auf die zerborstenen Fliesen, auf die angesengten Säulenkapitelle.

Das ist das Erschütternde, ich hatte ja viel Besuch auf der Grabung, aus Israel aus New York usw. Ganz viele ältere Menschen waren sehr doll berührt. Das habe ich vorher noch nie so auf Ausgrabungen erlebt, dass Leute weinen, weil sie so berührt sind. Und das ist ja überwiegend Bauschutt da drinnen, kleine Ziegel. Und dann, wenn ein älterer, distinguerter Mann sich darüber freut, dass er einen Ziegel in der Hand hält von der Synagoge, wo seine Mutter letztendlich war, dann ist das einfach sehr berührend.

Das Grabungsteam bekam Post aus Israel mit alten Fotos, mit Briefen voller Erinnerungen von Überlebenden der Shoa oder von deren Kindern und Enkeln. Und auch Daniel Sheffer, der vor mehr als vier Jahren eine große Kampagne gestartet hatte, um möglichst viele Menschen für den Wiederaufbau der Bornplatzsynagoge zu gewinnen, stellte schnell fest, dass das Projekt weit über Hamburg hinaus große Aufmerksamkeit bekommt.

Wir bekamen Zuschriften aus der ganzen Welt und unter anderem eine sehr berührende aus Israel, wo ein 96jähriger Herr, der wirklich noch in wunderbarem norddeutschen

Slang aufgenommen hat auf Video, wie er als Kind seine Bar Mitzwa erlebt hat. Und er beschrieb, eine schöne Synagoge, sagt er, eine imposante Synagoge war's. Dr. Carlebach stand dort stolz und glücklich vor vielen, vielen Juden.

Je mehr archäologische Fundstücke Kay-Peter Suchowa mit seinem Team zutage förderte, desto besser konnten sich auch Nicht-Archäologen vorstellen, wie die prächtige Bornplatzsynagoge zu Beginn des 20. Jahrhunderts wohl ausgesehen haben mag. Viele Mitglieder der jüdischen Gemeinde verspürten dadurch umso inniger den Wunsch, endlich wieder hier, auf diesem Platz, ihre Synagoge aufzubauen. Auch um deutlich zu machen, dass die jüdische Gemeinde zurückkehrt, sichtbar, in das Viertel, in dem sie vor 1933 zentral verankert war. Und was die meisten nicht wissen, die noch nie einen Gottesdienst in der Nachkriegssynagoge an der Hohen Weide besucht haben: Diese Sehnsucht ist keineswegs neu, sie sei, auch ohne konkrete Wiederaufbaupläne, immer dagewesen, wie Daniel Sheffer erzählt:

In der Hohen Weide, unserer Synagoge, die wir heute benutzen (...) haben wir einen Vorhang. Hinter dem Vorhang befinden sich die Thora-Rollen. Das ist ein besonderer Vorhang und seit Jahrzehnten ist auf diesem Vorhang das Bild der Bornplatzsynagoge. Es hat viele Synagogen in Hamburg und im Grindelviertel gegeben und Gebetsräume, aber kaum eine drückt die Sehnsucht der jüdischen Bevölkerung so sehr aus, wie die Bornplatzsynagoge. Wir beten seit Jahrzehnten mit starkem Blick zur Bornplatzsynagoge.

Dennoch gab und gibt es an dem Projekt auch Kritik. Von nicht-jüdischer und inner-jüdischer Seite. Die macht sich vor allem daran fest, dass sich auf dem früheren Bornplatz ein Bodendenkmal befindet, das an die zerstörte Synagoge erinnert. Dieses Mosaik, das in den Boden eingelassen wurde und das Deckengewölbe abbildet, wurde 1988 angelegt. In den Jahrzehnten davor war der Platz nur eine unbebaute Brachfläche, wie viele andere auch. Anwohnerinnen und Anwohner parkten hier ihre Autos. Wie überall in der Republik herrschte auch in Hamburg Schweigen über die deutschen Verbrechen während der NS-Zeit. Erst in den 1980er Jahren änderte sich der Umgang mit der eigenen Geschichte und Schuld. KZ-Gedenkstätten wurden eingerichtet, Erinnerungstafeln an Häusern angebracht, zerstörte und vergessene Orte jüdischen Lebens sichtbar gemacht. In diese Zeit fiel die Entscheidung, den Platz zu einem Erinnerungspolitischen Ort zu machen, mit Bodendenkmal und Gedenktafel. Wenn jetzt die Synagoge wiederaufgebaut werde, dann werde diese Erinnerung an die Verbrechen der Nationalsozialisten verwischt, so eines der Argumente derjenigen, die sich gegen den Wiederaufbau engagieren. Das Unrecht, das damals geschehen ist, müsse durch das Fehlen der Synagoge auch architektonisch sichtbar bleiben, so die Kritikerinnen und Kritiker. Daniel Sheffer hält von dieser Position, wie die meisten Mitglieder der jüdischen Gemeinde, nichts. Für ihn drückt der Wiederaufbau etwas ganz Anderes aus:

Tatsächlich ist das erstmal die Herstellung einer Gerechtigkeit. Der Unrechtszustand, der dadurch entstanden ist, dass 1938 in Folge der Reichspogromnacht die Synagoge geplündert, zerstört und später abgerissen worden ist. Dass auf dem Gelände des Bornplatzes der Bunker durch die Nationalsozialisten errichtet worden ist, diese Realität (...) wird jetzt beendet. Und das ist ein wichtiges Zeichen, dass der Unrechtszustand der Nationalsozialisten nicht mehr Gegenwart und Zukunft von uns wird.

Auch der Wunsch der jüdischen Gemeinde, dass die neue Bornplatzsynagoge kein modernes Gebäude werden soll, sondern dem damaligen Bau nachempfunden und viele historisierende Elemente enthalten soll, wird von manchen entschieden kritisiert. Ein Argument lautet: Architektonisch könne ein Wiederaufbau missverstanden werden, wenn zum Beispiel auf dem Platz eine erinnerungspolitische Einordnung der nationalsozialistischen Verbrechen fehle. Die Rekonstruktion könnte suggerieren, dass sich Baugeschichte einfach wiederherstellen lasse, ohne dabei auf das Unrecht zwischen 1933 und 1945 einzugehen – zum Beispiel in Form einer Gedenktafel, einer Bodenplatte oder einer bewussten Leerstelle an dem Ort, wo einst die prächtige Synagoge stand. So gesehen könne ein Wiederaufbau auch ein falsches Signal sein, befürchten Kritiker. Daniel Sheffer von der jüdischen Gemeinde hält dagegen:

Uns Juden wurden mit dem Nationalsozialismus nicht nur unsere Verwandten und Vorfahren genommen, uns wurden auch unsere Biographien geraubt. Wir haben weniger, an das wir erinnern, an das wir anknüpfen können. Die emotionale Verbindung an die Äußerlichkeit dieses Gebäudes, die Bindung, dass dort unsere Vorfahren reingeschritten sind mit dem Gefühl, in Hamburg jüdisches Leben selbstverständlich leben zu können, hat für uns Vorrang. Und deswegen ist der Wiederaufbau der Bornplatzsynagoge, auch mit dem historischen Bezug in der Architektur, für uns eine emotionale Bindung.